

MARY CRONOS

NAFISHUR

PRAELUDIUM
DARIEL

MARY
CRONOS



Impressum

Copyright: © 2016 Mary Cronos

Text, Satz, Bild: Colors of Cronos, Hoppegarten

www.mary-cronos.world, www.colors-of-cronos.de

Vollständig bei:

2. Auflage Taschenbuch: BoD – Books on

Demand, Norderstedt, www.bod.de

ISBN 978-3-7375-3447-5

1. Auflage Ebook: Amazon

ASIN: B011ZZ7YIE

MARY CRONOS

NAFISHUR

PRAELUDIUM

DARIEL

FANTASY

ROMAN

Was würdest Du tun, wenn sich Deine ganze Welt verschiebt? Wenn alles falsch zu sein scheint, was Du Dein Leben lang gelernt hast? Hättest Du den Mut, es mit dieser neuen Welt aufzunehmen? Hättest Du den Mut, die Wahrheit zu entdecken?

Online mehr erfahren?
mary-cronos.world



Mit einer Widmung bestellen?
kontakt@mary-cronos.world

Eine Geschichte aus zwei Perspektiven.
Lies sie beide und entscheide Dich.

KAPITEL I

»Dariel! Los! Steh wieder auf.«

Der Regen fühlte sich gut an nach dem schwülen Tag. Er kühlte. Und er zeigte mir, dass mein Körper noch mehr empfinden konnte als Schmerz. Das Shirt und die Jeans klebten an mir. Schwer drückten sie mich nieder. Einfach liegen zu bleiben war verlockend – auch wenn ich im Dreck lag. Ich hielt meine Augen geschlossen. Es war still um mich herum. Ich hörte nur die Regentropfen, die unermüdlich auf das Terrassendach und die umstehenden Bäume und Sträucher prasselten. Es war beinah friedlich, wäre da nicht diese eine Sache...

»Nichtsnutz! Schlaf nicht! Steh auf! Wir sind noch nicht fertig!«

Die Stimme war schneidend, kalt. Da war nichts Familiäres oder Ermutigendes in ihr. Es ging nur darum, zu gehorchen. Zu gehorchen und zu rächen. Was er nicht mehr konnte, sollte ich vollenden.

»Ich rede mit Dir! Steh auf.«

Die Stimme schrie nicht. Das musste sie auch nicht. Sie hätte flüstern können und ich hätte gehorcht. Und wieder stieß der Holzstock in meine Seite. Wie ein Jäger seine Beute anstieß um herauszufinden, ob sie noch lebte. *Vielleicht sollte ich mich einfach tot stellen...* Nein. Ich wusste, dass ich keine Wahl hatte.

»Aufstehn.«

Die hatte ich nie gehabt.

»Aufstehn!«

Mein Weg war klar – schon immer... und die Stimme nur noch ein Flüstern. Direkt an meinem Ohr. Meine Chance. Der Jäger war nahe genug, selbstsicher und unvorsichtig. Ich riss meinen Arm empor und packte blind den Ursprung der Stimme. Ich riss ihn am Kragen seines Hemdes zu Boden, richtete mich selbst halb auf und starrte schwer atmend auf ihn herab – die Hände zu Fäusten geballt hielt ich ihn noch immer fest. Das karierte Hemd – Typ ›Holzfäller‹ – verdeckte einen von vielen Kämpfen gezeichneten und doch für sein Alter hoch funktionalen Oberkörper. Das Gesicht meines Gegners war vom Wetter gegerbt, das Kinn selbst jetzt noch stolz gereckt und das

ehemals volle, schwarze Haar war inzwischen graumeliert und etwas dünner. Zwei eisblaue Augen starrten mich zornig an. Ein gealtertes Spiegelbild meiner selbst.

»Steh doch selber auf.« Es war mehr ein Zischen, das meiner Kehle entrann, denn richtige Worte. Ich ließ ihn los und richtete mich auf. Langsam erhob auch er sich. Noch immer loderte Ärger in seinem Blick. Schweigend musterte er mich.

»Sind wir jetzt fertig?« Ich hielt seinem Blick stand. Er mochte mich fordern und trainieren bis zur völligen Erschöpfung, aber meinen Willen hatte er nicht beugen können. Ich war stolz darauf. Wir hatten einen Weg gefunden, miteinander auszukommen. Einen Kompromiss. Ich folgte nicht all seinen Regeln, aber genügend, um zu überleben. Ich war nicht der Jäger, den er sich gewünscht hatte, aber er wusste, dass ich trotz allen Widerstands seinem Weg folgen würde. Ich hatte meinen eigenen Anreiz zu kämpfen – und zu siegen. Er musste mich nur fit halten. Jagen würde ich von selbst. Keine dieser Kreaturen hatte es verdient zu leben. Sie waren kalt; sie waren

herzlos und tot. Und ich würde dafür sorgen, dass sie sich auch wie Tote benahmen.

»Wir sind noch lange nicht fertig, Sohn.« Er verengte die Augen und musterte mich dann wieder mit seinem abschätzigen Blick. Ich wusste, was in seinem Kopf gerade vorging. *Er ist nicht gut genug. Er wird nie gut genug sein. Er wird nicht reichen. Warum hat er nicht ihn genommen anstelle von ihr?* Es waren immer dieselben Gedanken. Ich konnte sie nicht hören, aber ich konnte sie sehen – in seinen leeren, kalten Augen.

»Bist du Dir da sicher?« Betont langsam wandte ich mich um – weg von ihm. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er mich von hinten angreifen würde, wenn ich versuchte ins Haus zu gehen. Dennoch provozierte ich ihn. Jemanden von hinten anzugreifen war feige und unfair, aber es tat seinen Job – es war effektiv. Und in unserem Kampf gegen diese Monster gab es kein Gewissen und keine Regeln – außer einer: Keine Gnade mit ihnen!

Ich gab vor zu gehen, mein Blick richtete sich auf die spärlich beleuchtete Terrasse unseres kleinen Hauses. Der Regen zog Fäden, die im

Licht der Veranda leuchteten. Aber während ich vorgab, unaufmerksam zu sein, lauschte ich auf jedes Geräusch. Erst war da nur das leise Rauschen der Bäume und Büsche im Garten, des Regens auf den Blättern. Ein vorbeifahrendes Auto hinter den hohen Mauern, die neugierige Blicke abschirmten. Doch ich ließ mich nicht beirren und konzentrierte mich auf die Geräusche, die wichtig waren.

Da! Ein leises Zischen! Ein Luftzug! Ich drehte mich gerade noch rechtzeitig herum. Sein Schienbein war nur Zentimeter von meinem Kopf entfernt – es drängte gegen meine linke Elle. Schnell veränderte ich meinen Griff und umfasste sein Bein. Ich wollte ihn weg schleudern, doch er war schneller. Zwei Sekunden später lag ich wieder am Boden.

»Verdammt!«

»Das kannst du laut sagen! Fehlende Konzentration und Hochmut sind eine schlechte Mischung! Wenn du es nicht mal gegen mich schaffst, wie willst du dann erst gegen sie ankommen?«

»Wie ich das *will*?! Du meinst wohl, wie ich das *bin*!«

»Oh bitte. Du hattest reines Glück. Wie viele hast du denn bisher erledigt hm? Zehn? Zwanzig?«

»187. Und das weißt du genau, denn du zählst sie ebenso gründlich wie ich.«

»Nichts desto trotz liegst du jetzt am Boden und es ist mein Fuß, der deinen Brustkorb niederhält – nicht umgekehrt.«

Der Fuß... *ein* Fuß... Im nächsten Moment schlug ich liegend mit meinen beiden Beinen nach seinem *einen* Standbein und schon lag er neben mir. Ich lachte.

»Merci. Guter Tipp...«

Ich stand schnell auf und begab mich in eine defensive Stellung. Er sollte bei mir nicht denselben Fehler entdecken, den ich zuvor an ihm gefunden hatte. Dafür entdeckte er einen anderen.

Er richtete sich auf. Langsam, ganz ohne Eile. So wie ich ihn kannte, so kannte auch er mich. Ich trat nicht nach, wenn der Gegner am Boden lag. In seinen Augen eine unverzeihliche Schwäche.

»Wie oft soll ich dir das noch sagen? Keine Schwäche und keine Gnade! Das wird nochmal dein...«

»Mein Tod sein, ich weiß, ich weiß.« Diesen Spruch hörte ich um die drei bis fünf Mal täglich.

»Dann änder endlich was an dieser Schwäche! Merze sie aus!«

Das frustrierende an diesem Satz war: Ich wusste, er hatte recht. In dem, was wir taten, gab es keine gewonnenen und verlorenen Kämpfe. Es gab den Sieg und es gab den Tod. Man hatte keine zweite Chance. Denn der Gegner war nicht zu Mitgefühl und ähnlichen Schwächen im Stande. Aber so sehr ich das auch wusste. Ich wollte nicht genauso eine herzlose Maschine werden. Ich war ein Mensch und das sollte auch so bleiben. Nicht nur äußerlich oder durch meinen Herzschlag. Ich wollte Mensch bleiben in dem was ich dachte und tat. Was würde es sonst für einen Unterschied machen, so zu sein wie wir oder wie *sie*?

»Du weißt genau, dass das nie passieren wird.«
Auch wenn das irgendwann mein Ende sein wird.

»Das werden wir noch sehn. Morgen das doppelte Programm. Ich werd dir diese Flausen

schon noch austreiben.« Er hob ein Handtuch auf und rieb sich damit über sein dreckverschmiertes Gesicht. Ein guter Moment für einen Angriff. Der Gegner hatte sich selbst blind gemacht und seine Hände blockiert. Ich griff ihn trotzdem nicht an. Es war nur ein Training und ging nicht um Leben und Tod – das hoffte ich zumindest täglich aufs Neue. Er ließ das Handtuch sinken und sah mich misstrauisch an. In seinem Blick lag nur Verachtung.

»Schwächling. Für heute ist Schluss.« Er trat den Weg Richtung Haus an und ich folgte ihm schweigend. Allerdings behielt ich einen Sicherheitsabstand bei. *Vertraue niemandem*. Das war die erste Regel, die ich von ihm gelernt hatte. Vertraue niemandem – nicht einmal deinem eigenen Vater.

Ich sollte recht behalten. Es ging alles ganz schnell und ich reagierte im Reflex: Er wirbelte herum, die Klinge auf mein Gesicht gerichtet. Ich wich nach hinten in die Brücke aus und trat ihm mit einem gezielten Kick das Messer aus der Hand. Es landete wenige Zentimeter neben meinem Gesicht mit der Spitze voran im Boden.

Der Elfenbeingriff vibrierte stark auf seiner Klinge und die Fleur de Lis an seinem Heft verschwamm vor meinen Augen.

»Das war unvorsichtig! Du brauchst keine Gegner, wenn du dich selbst skalpiert. Seitlich ausweichen, blocken! Keine Zirkusakrobatik!« Ich sank ganz zu Boden und blieb auf dem Rücken liegen. Das Schlagen der Terrassentür war wohl das Letzte, was ich an diesem Abend von ihm zu hören bekommen würde. Das hoffte ich zumindest. Es war besser so. Noch mehr von seinen Metzgerweisheiten hätte ich heute nicht mehr ertragen.

Traue niemandem. Keine Gnade. Nutze jede Chance. Der Tod gibt keine zweite Chance.

Ich starrte in den wolkenverhangenen Himmel und blinzelte dem Regen entgegen. Beinahe zwanzig Jahre trainierte er mich jetzt schon. Seit meinem sechsten Lebensjahr. *Angesichts dessen sind 187 Siege wohl wirklich kein Grund zum Feiern.* Aber wenn mir auf der Jagd keine dieser Kreaturen begegnete, dann konnte ich doch nichts dafür. Auch wenn ich vielleicht nicht immer die perfekten Jagdplätze auswählte...

Ich war früh zu der Erkenntnis gelangt, dass Menschen eher eine Belastung für mich waren, während mir das Lesen Spaß machte. Der logische Schluss: Mich abends in Bibliotheken stehlen und dort heimlich lesen. Tagsüber waren auch dort zu viele Menschen und Bücher. Zuhause zu lesen war auch keine Option: Mein Vater hätte es sicher nicht gerne gesehen, wenn ich meine Zeit mit unnützem Schund wie dem Lesen von Wilde oder Shakespeare vergeudete. Also schlich ich mich immer nachts in eine der nahegelegenen Bibliotheken von Paris. Natürlich waren sie gut gesichert, aber mit den Jahren hatte ich Mittel und Wege gefunden. Heute besaß ich sogar einen Zweitschlüssel zur Nationalbibliothek. Ich wollte mir lieber nicht vorstellen, was mein Vater mit mir anstellen würde, wenn er wüsste, dass ich in so vielen Nächten »erfolglos gejagt« hatte, weil ich nicht in einen verlassenem Park oder einen überfüllten Club, sondern in eine geschlossene Bibliothek gegangen war.

Aber ich wollte lesen und ich wollte lernen. Ich wollte nicht genauso ein verbitterter, weltfremder Jäger werden, wie *er* einer war. Außerdem glaubte

ich, so das Andenken meiner Mutter besser zu ehren, als nur durch pures Kämpfen und Töten. Und die heimlichen Besuche in den Bibliotheken waren meine einzige Chance. Ein Studium gestattete er mir ebenso wenig wie eine eigene Wohnung. Trainieren und Kämpfen. Das waren offenbar die einzigen Dinge, die mein werter Vater für meine Zukunft vorgesehen hatte. Anfangs hatte ich noch versucht, mich gegen sein Diktat aufzulehnen. Dann hatte ich meinen eigenen Weg gefunden, seine Regeln etwas zu... dehnen. Unser besagter Kompromiss. Solange ich pünktlich zu meinem täglichen Training erschien und ab und an Resultate präsentierte, stellte er keine Fragen.

Natürlich machte sich mein Vater lustig über meine 187. Er hatte schon Jahrzehnte mit seiner Jagd zugebracht. Ich fragte mich oft, wie viele es wohl bei ihm gewesen waren. Eine Zahl hatte er mir gegenüber nie erwähnt. Warum er wohl nicht damit angab? Offiziell trainierte er nur noch mich und jagte nicht mehr selbst. Aber ich war mir nicht sicher, ob er den Hunter in sich wirklich in den Ruhestand befördert hatte. Natürlich war er nicht

mehr so fit und stark wie früher – er war immerhin bereits 58 und sein rechter Arm war nach einem schweren Kampf nie wieder richtig geheilt. Aber in ihm loderten noch immer ein starker Kampfgeist und ein noch stärkerer Hass auf diese Monster. Der gleiche Hass trieb auch mich an. Wir hatten beide jemanden verloren. Diejenige, die uns stets das Positive gepredigt hatte. Als sie uns verließ, veränderten wir uns beide. Meine Besuche in der Bibliothek waren seltener geworden.

Seither kämpfte ich verbissener, entschiedener.

Während ich in Erinnerungen schwelgte und vom Regen durchweicht wurde, wusch mein Vater sich wahrscheinlich gerade die Spuren unseres Trainings aus dem Gesicht. Meine kleine Schwester Emile würde bald nach Hause kommen und sie sollte frei von der Jagd aufwachsen. Nur die Männer unserer Familie waren Hunter. Emile war fünfzehn, und unglaublich intelligent. Ich bewunderte und beneidete sie dafür, was für ein Leben sie führen konnte. Sie war das Vorzeigekind der Familie. Ich war das Rache-

Werkzeug. Jeder hatte seine feste Rolle in unserem Familientheater. Als unsere Mutter starb, begann meine Ausbildung Wurzeln zu schlagen. Ihre Rolle war der Ruhepol gewesen und ihr Tod wurde mein Antrieb. Zuvor war meine einzige Motivation gewesen, die Angriffe meines Vaters zu überleben und bis zu meinem 14. Geburtstag war ich nie leibhaftig einem Vampir begegnet. Auch danach war es mehr eine Pflicht als eine Freude. Doch das hatte sich fünf Jahre nach jenem Geburtstag geändert: Meine Mutter war nicht einfach gestorben. Sie war grausam ermordet worden. Bis heute sucht die Polizei vergeblich nach dem Mörder. Ich hatte auch gesucht – aber nicht vergeblich. Nach ihrem Tod bat ich meinen Vater, mich öfter auf die Jagd zu schicken. Er gab meiner Bitte nach und war sichtlich zufrieden mit meiner Entwicklung. Zwei Monate später hatte ich den Schuldigen gefunden und in die Nacht geschickt. Ich war schon beinahe etwas zu schnell damit gewesen. Er hätte mehr leiden sollen... vielleicht war ich deshalb auch so freigiebig im Erdolchen seiner Artgenossen. Sie alle konnten an seiner Stelle ›mit-büßen‹.

Der Gedanke, dass auch nur ein Monster frei und munter herumliefe, während meine Mutter durch deren blutrünstigen Biss hatte sterben müssen... nein. Sie verdienten es nicht zu leben. Kein Einziger!

Es mochte ein egoistischer und engstirniger Grund sein und vielleicht klang er auch weit hergeholt. Wäre sie von einem Auto überfahren worden, hätte ich auch nicht alle Wagen abfackeln können, die mir begegneten. Dennoch. Der Grund reichte mir. Und mein Vater konnte sich sicher sein, dass mir dieser Grund auch weiterhin Anreiz genug sein würde.

ENDE DER LESEPROBE

DARIEL